

3. *Noch mehr Praktiken etablieren, die kreative Sprengkraft haben* – die auch woanders anecken und auch mal wehtun, den Finger in die Wunde legen, an denen kein leichtes Vorbeikommen ist: Das ist gar nicht so schwer. Das feministische und anti-koloniale „Civic Laboratory for Environmental Research“ in Neufundland schuf neue Regeln für Gerechtigkeit in der Autor*innenreihenfolge von Artikeln. Das ist überhaupt nichts Großes, aber dennoch birgt es unglaublich viel Sprengkraft gegenüber einem akademischen Spiel, das jahrzehntelang Hierarchien verdichtete. Ansonsten gründet zwei, drei viele *studiolabs*, schafft neue Relationen!

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.08>

Sabine Hess

Doing University Otherwise

„I am no longer accepting the things I cannot change. I am changing things I cannot accept.“ Mit diesem Spruch von Angela Davis, gedruckt auf der gläsernen Eingangstüre, empfing mich erst kürzlich das Sozialwissenschaftliche Department der Universität Leuven. Auch Stuart Hall oder Elinor Ostrom waren mit kurzen knackigen Sprüchen auf weiteren Eingangstüren zu dem Universitätsgebäude zu finden, die alle die Frage politisiert aufwarfen, was für eine Art von wissenschaftlicher und theoretischer Praxis hinter den Türen vonstattengehen könnte. Ich war freudig irritiert von diesen expliziten Statements, die Theorie- und Wissensproduktion in den Horizont gesellschaftlicher Veränderung einbanden, und realisierte gleichzeitig die Kluft zwischen dem erlebten Universitätsalltag und den Sprüchen derartiger Wissenschaftsikonen. In diesem Sinne ist dem Autor:innenkollektiv *studiolab* für ihre Schrift „Wie wir arbeiten wollen“ zu danken, die Frage nach den Produktionsbedingungen des Wissenschaffens an deutschen Universitäten in aller Wut und mit allem Mut neuerlich aufzuwerfen und mit dem *studiolab* eine Vision zu skizzieren, wie im Hier und Jetzt eine „Kultur des Zusammen-Arbeitens“ stärker und bewusster gestaltet werden könnte: solidarisch, kollegial, in Netzwerken, gewaltsensibel und kritisch-reflektiert gegenüber Selbstökonomisierungs- und Verwertungslogiken – das alles klingt gut, ist überfällig; es erinnert mich auch an vergangene Versuche, wie an das 2010 verfasste Templiner Manifest der GEW, mit welchem sie insbesondere die Prekarisierung des Mittelbaus und des Karrierewegs „Akademiker*in“ durch die Politik der Zeitverträge anzugreifen versuchte. Davor war es zu Beginn der 2000er Jahre die EuroMayDay-Bewegung quer durch Europa, die Fragen der Prekarisierung von Arbeit und Leben und dabei auch den Umbau der Universitäten zur „knowledge factory“ fantasievoll auf der Straße problematisierte. Einige aus dem weiten Feld des Vielnamenfaches können sich sicherlich an

das eine oder andere erinnern, wenn sie nicht selbst an Protestaktionen aktiv beteiligt waren als eine Form der Kollektivierung und Politisierung der Kritik an der Neoliberalisierung der Arbeitsbedingungen auch an den Hochschulen. Doch eine große Protestwelle an den Universitäten sowie eine intensive Debatte und Solidarisierung von Fachgesellschaften blieb und bleibt aus. Seitdem sinkt die Grundfinanzierung der Universitäten durch die Länder konstant weiter, und der Drittmittelanteil ist weit über ein Drittel der Finanzquellen gestiegen. Die Prekarisierung von Karrierewegen nimmt auch nicht ab, sondern zu mit dem bundesweit feststellbaren Trend der systematischen Absenkung von Professuren auf W1 und ihrer Befristung; die Quantifizierung des Wissens-Outputs von Forschung und Lehre sowie die scheinbare Objektivierung und Messung durch Leistungskriterien auf allen Ebenen universitären Arbeitens und damit die kompetitive Anordnung von allem und jeder* auch. Angesichts des ruinösen Treibens im Großen sich – wie der Aufruf von *studiolab* intendiert – auf eine Veränderung der eigenen wissenschaftlich, universitären Praxis zu konzentrieren, ist charmant und in vielerlei Hinsicht sicherlich auch realisierbarer; denn wer steht uns in den Instituten und Forschungseinrichtungen eigentlich im Wege, wissenschaftliches Arbeiten (und Leben) anders zu tun, als wir es oftmals vorgelebt bekommen, verstrickt in hierarchischen, konkurrenziellen Arbeitszusammenhängen? Oftmals wir selbst, wenn wir ehrlich sind. Sicherlich wäre es begrüßenswert und schön, wenn jene mit Namen, Finanzen, Macht und Einfluss auch ermöglichende und förderliche Umwelten bauten für kollektive solidarische Formen des Zusammen-Arbeitens und „Karriere“-Machens; aber darauf sollten *studiolab* und alle anderen Netzwerke, die den Wunsch gar nicht so unrealistisch finden, auch im universitären Kontext Ethiken der Sorge und der Empathie zu praktizieren, nicht warten. Den unermesslichen Wert wertschätzender Netzwerke und Verbindungen (auch hinsichtlich guter, innovativer akademischer Forschung!) habe ich selbst immer wieder im Rahmen bspw. des von mir mitgegründeten „Netzwerks kritische Migrations- und Grenzregimeforschung“ erfahren können – allerdings um den Preis, sich nicht an den etablierten hegemonialen Bemessungsritualen der Akademie orientieren zu können. Und Netzwerkarbeit ist zeitintensiv, wertschätzende solidarische, kollegiale Netzwerke entstehen nicht einfach. Auch wenn ich naturalistische Boden-Metaphoriken von Keimen und Wurzeln nicht ohne Nebengeschmack über meine Zunge bringe, dennoch macht es Sinn, das Bild der Pflege, der Pflege von Keimlingen, hier aufzurufen. Auch vor Ort habe ich daher das Labor für kritische Migrations- und Grenzforschung gegründet als einen Raum der gemeinsamen Debatte und des intensiven Austauschs auf Augenhöhe, als einen Ort der kollektiven Wissensproduktion und der Selbstorganisation von PhDs und PostDocs, wo wir – und das sage ich explizit – zusammen lernen und entwickeln, was es heißen könnte, sich aus einer ethnographischen, anthropologisch informierten Perspektive kritisch forschend mit den Migrations- und Grenzpolitiken zu befassen. Dabei war es bereichernd, die Grenzen des Faches und des konkreten Ortes sowie oftmals auch der

Universität als solcher zu durchbrechen und sich mit Kolleg:innen und anderen Hubs in Europa zu verknüpfen, die etwas Ähnliches versuchen.

In diesem Sinne komme ich immer wieder beim Lesen von „Wie wir arbeiten wollen“ zu dem Punkt zurück, mich zu fragen, wer eigentlich das „Wir“ ist, das sich hier Solidarität verspricht, welches das „Glück am Schopf packen“ will und das sich in einer „langen und produktiven“ Geschichte des Vielnamenfaches „EKW“ verortet. Wenn ich mich in diesem Fach umschaue, dann ist dies selbst gute 70 Jahre nach dem ersten Anwerbevertrag – nur um eines der Daten herauszugreifen, welches unsere Gesellschaft definitiv zu einer Einwanderungsgesellschaft und damit zu einer „superdiversen“ Gesellschaft gemacht hat, um mit Steven Vertovec zu sprechen – immer noch sehr weiß und je höher der Status auch relativ stark männlich, wie insgesamt die Universität. Universitäre Wissensproduktion in Deutschland findet auch immer noch an grundständig finanzierten Hochschulen statt und ist bis auf wenige Ausnahmen wie in den Genderstudies oder der Rassismusforschung auch noch nicht von Schmutzkampagnen bis hin zur staatlich orchestrierten Kriminalisierung und Schließung konfrontiert. Was hält uns also ab, universitäres Arbeiten und Forschen anders zu machen, unsere Gütekriterien „guter Wissenschaft und Forschung“ als Fach offensiv anders auszubuchstabieren? Und das bedeutet nicht, keine Drittmittelprojekte mehr zu machen oder arm zu werden, nur sind es vielleicht Drittmittel, die in den universitären Rankings nicht als die der klassischen Wissenschaftsforschung bzw. als kompetitiv anerkannt werden. Um jedoch damit nicht alleine dazustehen, bedürfte es einer breiteren und öffentlich wahrnehmbaren Diskussion. Aber die Gründung von ein, zwei, vielen *studiolabs* ist ein gewichtiger Anfang hiervon ...

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.09>

Joachim Baur

Sind wir zusammen oder ist es ein Projekt?

Ich bin neu an der Dortmunder Uni. Und es gefällt mir hier eigentlich ganz gut. Die letzten zwölf Jahre habe ich als freier Kurator in der projektbasierten Polis verbracht, Ausstellungen gemacht, Museen beraten, heute hier, morgen dort. Mein Büro liegt in Berlin-Kreuzberg, ein klischeehaft schöner Industriebau, Spuren des Zweiten Weltkriegs inklusive. Früher Manufaktur mit Schweiß und Disziplin, heute Kreative mit allem, was dazugehört. Eine 130 Jahre alte Uhr am Portal mahnt allen Ernstes: „Die Stunde ruft: Nütze die Zeit“. Man nickt ihr beim Kommen morgens um 10:00 nur halb ironisch zu.

„Kurator“, das ist nicht irgendein Beruf. Wer sich so nennt, ist ein Geschöpf, eine Ausgeburt des „neuen Geists des Kapitalismus“. Das paradigmatische Netzsub-